

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Für unbefangene eingehende Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chief-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Politiker und Nichtpolitiker.

Der Mann ist Nichtpolitiker. — Damit glauben manche Zeitgenossen jeden abtun zu können, der ihnen unbequem wird, den sie aber sachlich nicht widerlegen können. So ist in gewissen Zusammenhängen auch höchst übel bemerkt worden, daß wir in einer Reihe von Artikeln „Die Front gegen rechts“ Männer zu Worte kommen lassen, die zwar einen Namen und eine Persönlichkeit einzuheben haben, aber nicht zum Kreise der Gemeinlich gehören und daher mitunter Gedanken äußern, die unter den „Wissenden“ als verpönt gelten. Und da glaubt man denn über einen Mann von europäischer Ruf mit der Bemerkung hinweggehen zu können: er ist ja kein Politiker!

Ob die Leute, die das mit der eben Zuerst eines alten Apispropheten verstanden, im gleichen Augenblick zu sagen vermöchten, was ein Politiker ist? Wird man durch einen Händekruck des Herrn Wahlführers — oder wie der jeweilige Wahlhelfer einsehend? Oder wird man dadurch wissen, daß ein Politiker ein Mann ist, der sich auf dem politischen Sofa sitzend, den blauen Dunstwolken einer diplomatischen Import nachschauen darf? Oder genügt es, daß man einmal fünf Jahre lang ein M. D. N. auf seine Witzentarte burste drücken lassen? Wir meinen, all das tut's noch nicht. Man muß zwar als Politiker viel gelernt haben und kann nie genug wissen. Aber Politiker ist er, man nicht, weder durch hübschvolle Händekrücke und distrierte Händekrücken, noch durch Titel und Würden. Politiker ist man, oder man ist es nicht. Das zweite sogar manchmal dann, wenn man ein Menschenalter lang im Reichstag irgend etwas vertreten oder irgend eine schöne hochgehaltene hat. Politiker ist man nur, wenn man einen feinen entwickelten Gemütsinn hat. Das will sagen, wenn man nicht nur als Stabsmitglied, sondern in erster Linie als dienendes Glied eines größeren Ganzen zu begreifen fähig ist. Wenn man vom Staate nicht nur eine mehr oder minder klare Vorstellung hat, sondern wenn man ihn als lebenden, wachsenden Organismus lebendig empfindet, seine Kräfte spürt, seine Bedürfnisse erkennt und die Möglichkeit ihrer Befriedigung ins Auge zu fassen sich ehrlich getraut. Man ist dann noch kein Staatsmann. Selbstverständlich fängt auch der Staatsmann damit an, daß man politisch zu empfinden fähig ist. Aber vom Staatsmann wird weiter verlangt, daß er den Schritt von der richtigen Empfindung und dem gefunden Urteil zur produktiven Tat fähig und fähig ist zu tun vermag, während dies sehr vielen Politikern nur in sehr beschränkter Maße verstatet ist; deutschen Reichstagsmitgliedern durchschnittlich alle fünf Jahre nur einmal. Dennoch, wer in solchen Augenblicken von der eigenen Persönlichkeit absehen und ein Ziel zu setzen vermag, wozu die organische Entwicklung des höheren Bewusstseins Staat drängt, der darf sich getrost für einen Politiker halten.

Unter diesem Gesichtspunkt ist das unpolitische Wesen des M. D. N. von gestern, das ein M. D. N. von morgen werden möchte. Niemand ist, von den erfreulichen Ausnahmen abgesehen, die uns als erhebende Beispiele aller Höflichkeit voranzustellen, oft weniger fähig, von der eigenen Persönlichkeit abzuheben, als der Abgeordnete, der es war, und wieder sein möchte, der Reichstags im Übergangsstadium der Wahlhandlung. Ihm verfallen alle Fragen des Gemeinwohls und der Weiterentwicklung, für die er fünf Jahre lang mit Verantwortung geteilt und mit Ausdauer geteilt hat, vor der einen, persönlichen Frage: Wie werde ich gewählt? Er ist,

so gelehrt er sonst sein mag, für die Dauer des Wahlkampfes unfähig zu begreifen, wozu es Menschen auf dieser Erde geben könne, für die diese Frage nicht von allererstem Interesse ist. Und er hält, so liebenswürdig er sonst sein mag, den für das vernünftigste Geschöpf Gottes, der — sei es auch durch eine unbedachte oder unvermeidliche Handlung — die Möglichkeit seiner Wiedereinmal zu gefährden scheint. Er verhält sich, wie ich schon sagte, er sonst auch sein mag, vorübergehend einer Reizbarkeit des Gemütes, die sich bei manchen Kandidaten sogar auf die Familie erstreckt und sie, bis zu Tanten hinaus und angeheirateten Neffen hinab, mit einer Atmosphäre voll elektrischer Spannung umgibt, der zu nahen nicht ohne Gefahr für Leben und Gesundheit sein kann.

In diesem Zustand aber frey nicht nur eine Gefahr für Hausgenossen und Stammtischgenossen, es liegt eine weit ernstere Gefahr für die Allgemeinheit darin, die geeignet ist, den Zweck der Wahlen zu trüben oder auch in sein Gegenteil zu verkehren. Zweck der Wahlen ist immer, eine Mehrheit in eine Minderheit zu verwandeln. Wenn dies nicht als letztes Ziel hinter alle Wahlkämpfe stünde, hätte das Wählen gar keinen Sinn und wäre höchst unethisch. Nun sollte man meinen, niemand müßte auf dies letzte Ziel fester und mutiger losmarschieren als ein Vertreter der opponierenden Minderheit, für die es ja zugleich das nächste Ziel ist. Der Kandidat, der die Gültigkeit des Majoritätsprinzips schon einmal gefolgt hat, möchte auch wohl, wenn nur nicht der lächerliche Gedanke wäre, daß er — der Inhaberschaft! — bei der allgemeinen Umwertung unter die Wähler kommen könnte. Das macht seinen Schritt unsicher, läßt ihn nach rechts und nach links Ausschlag halten, und bringt die Gefahr mit sich, daß er den allgemeinen Zweck der Wahlen aus den Augen verliere. Darum bedarf er der Korrektur durch die Leute, die das Selbstverständnis nicht nötig haben. Wie hat es gerade der jüngste Politiker nötig, auf die Stimme der Mannlichen zu hören, als in Wahlen. Nicht darauf kommt es an, daß er ein und in sich einbringt die Hand schüttelt und ihnen hochheilig verspricht, sich ihrer besonderen Stimmen mit besonderer Eifer anzunehmen, sondern darauf, daß er sich von den Unzulänglichen, die doch die Mehrheit sind, immer wieder daran erinnern lasse, welchem Ziele der Gemeinwohl zu streben, und daß dies gemeinsame Ziel wichtiger ist, als die Befriedigung oder Enttäuschung des persönlichen Ehrgeizes. Ob es nun oder auch ist, der diese Mahnung auspricht, oder eine Treggeln von Witz, das ist an sich gleichgültig. Aber gerade diejenigen Mitglieder der Front, die sich vor jeder Erwähnung verbeugen, deren Ruf knarrt von der Wahlkammer bis zum Kampfabend — gerade sie hätten am meisten Anlaß, über einen leuchtenden Namen der Wissenschaft mit der Aussicht hinwegzugehen: Der Mann ist Nichtpolitiker, er gehört nicht zur Front.

Politische Organisationen sind notwendig zur Erreichung politischer Zwecke. Sie sind unentbehrlich zu Zeiten der Wahlen. Aber in ihrer Inhaberschaft liegt die Gefahr, daß die Organisationen und ihre Leiter sich Selbstzweck werden, daß die Mitglieder ihrer heiligen Interessen ihrer Persönlichkeit für die Interessen der Allgemeinheit schieben, der sie dienen sollen. Dieser Gefahr zu begegnen, haben wir kein direkteres Mittel, als das wir Männer von Ruf und Namen auf der Höhe der engen Parteipolitik aufzufordern, ihre Meinung über Zweck und Ziele der Wahlen herauszugeben. Wir zweifeln nicht, daß auch die Politiker im Hauptberuf sich einer Aufzählung bereitwillig, vielleicht noch bereitwilliger als die Männer des unpolitischen Lebens, gefolgt wären. Aber das wäre kein taugliches Mittel gewesen, die Gefahren des Zünftertums in der

Politik zu bannen. Wir werden daher fortfahren, zum Thema des Wahlkampfes Stimmen von Nichtpolitikern zu veröffentlichen, die etwas zu sagen und anderer Erachtens ein Recht darauf haben, gehört zu werden. Und alle verlässigen Politiker werden wissen, daß sie ihrer Würde nicht verbergen, wenn sie dieses Stimmen mit Aufmerksamkeit lauschen.

Friede zwischen der Türkei und Italien in Sicht?

Russische Vorschläge in Konstantinopel. (Telegramm unserer Korrespondenten.)

London, 9. Dezember. Dr. Wilson telegraphiert dem „Daily Telegraph“ aus Paris, es herrscht hier heute die Ansicht, daß der Friede zwischen der Türkei und Italien in Sicht sei. Die Persönlichkeiten, die meines Wissens den gegenwärtigen Augenblick für die Erneuerung von Friedensverhandlungen für gekommen halten, sind Männer von Einfluß, in deren materielle Macht es steht, zur Erfüllung ihrer Prophezeiung beizutragen. Die Vertreter der türkischen Regierung, das Komitee für Einheit und Fortschritt, wünschen aus guten Gründen den Krieg fortzusetzen. Da jedoch der Rat, mit den Italienern zur Einigung zu kommen, dem türkischen Kabinett nicht in offizieller Weise vorgelegt worden wird, und in den nächsten vierzehn Tagen dringend, von jemand gegeben werden wird, dessen Rat schlag nicht auf's acht gelassen werden können (womit wohl der Satz gemeint ist), so verdient die Angelegenheit Beachtung. Die Erörterung der Lage von Sin Sara durch die Italiener schiebt die erste Phase des Krieges ab und ist sowohl militärisch wie politisch ein Erfolg. Das politische Ergebnis dieses Erfolges werden Friedensvorschläge sein, deren Bedingungen von Italien in gewisser Weise entsprechend den Bedürfnissen der türkischen Regierung formuliert werden sollen. Die Grundlage wird natürlich die Anerkennung von Tripolis und Cyrenaika bleiben, aber die Anerkennung der Rechte des Sultans in seiner Eigenschaft als Kalif und möglicherweise andere Zugeständnisse auf wirtschaftlichem Gebiete nebst einer Entschädigungszahlung, wie sie für Bosnien und die Herzegovina gewährt wurde, würden die Brücke bilden, die hart genug wäre, damit die türkische Regierung und das Komitee darüber einverstanden kommen. Was die bevorstehenden türkischen Parlamentarier für den Fall eines Friedensschlusses geforderte Formel einer Garantie der Integrität des osmanischen Reiches wird, soweit dies durch eine einzelne Macht gegeben kann, bewilligt werden, und Italien wird sich besonders verpflichten, keine weiteren Ansprüche zu erheben. Diese Vorschläge, so schließt der Korrespondent etwas geheimnisvoll, sind zu verwerfen, wie es bei einer gegebenen Einschränkung möglich ist. Wir wird jedoch verhofft, daß sie mit Schärfe entschieden der Art einbringlich abgelehnt werden, und ich habe einigen Grund anzunehmen, daß es sich nicht um leere Drohungen, sondern um Alternativen handelt, die durch die Umstände und nicht durch menschlichen Ehrgeiz geboten sind.

Tripolitanisches Konsulat. Die gesagten Konsulate.

(Von unserem Korrespondenten.)

□ Tripolis, 3. Dezember. Am 26. November gingen die Italiener an, die Offensive zu ergreifen, und es gelang ihnen in Oren und im Westen der Stadt Tripolis in der Gasse voranzurücken. Seitdem hat der Anhang keine Fortsetzung gefunden. Ein italienischer Parlamentarier, der in Tripolis ist, gibt die Zahl der italienischen

Mathildenhöhe.

Von Dr. Georg Biemann. (Schlußteil verboten.)

Es sind jetzt genau vier Jahre her, da war der Name der einflussreichen Anstalt überdacht von Darmstadt in aller Leute Munde. Damals, als die neue Bewegung in Deutschland anhub, die heute fast wie ein Stück Historie hinter uns liegt, Zukunftsstrebung war die Schär der Pioniere in jener denkwürdigen Ausstellung von 1901 vor die Öffentlichkeit getreten; ein deutscher Schrift, dem die Kunst wirklich herauszukommen, hatte sich vor der Welt als Schützmantel des jungen Abendlandes erklärt und operativ über Nacht auf seinem Grund und Boden, der bis dahin den Kinderwärtinnen als Zummelplatz gedient, ein Reich erleben lassen, in dem die Schönheit eine neue Stätte fand. Das war eine große folgenreiche Tat, die aus der Kulturgeschichte unseres Vaterlandes nicht mehr wegzudenken ist. Sie trägt ihrer dreifachen Wert in sich, weil sie sich in einer Zeit geläufigen Übergangs vollzog und weil ein ungewöhnlicher Mut dazu gehörte, dem ringenden Willen der Jüngsten feste Ziele zu weisen.

Wohl niemand von uns hat den heftigen Streit der Meinungen verstanden, der damals um die Darmstädter Ausstellung entbrannte, die Zügle der Kontroversen, der das Unternehmen herausfordernd, die Begeisterung auf der einen, die erbitterte Abwehr auf der anderen Seite. Viele von denen, die damals schillerte Gegner waren, sind nachher die überzeugten Apostel der neuen Bewegung geworden; und man mag sich wohl heute kritisch zu den Dingen stellen, wie immer war, die Lausache bleibt bestehen, daß ohne Darmstadt und seine Künstlerkolonie der Stein so bald nicht ins Rollen gekommen wäre, das hier zum erstenmal im Großen die Gedanken des jungen Abendlandes hinausgeführt und Einhalt in der Welt und das Nichts so hellam für die fernere Entwicklung geworden ist wie die Lehen, die aus jener Veranstaltung heraus ihre Ausgangspunkte erhielten.

Ein all das mußte ich denken, als mich kürzlich an einem regenigen Novembertag der Weg wieder nach Darmstadt führte, als ich zur Mathildenhöhe hinaufschritt und Einblick in die Welt und das Nichts so hellam für die fernere Entwicklung geworden ist wie die Lehen, die aus jener Veranstaltung heraus ihre Ausgangspunkte erhielten.

hat. In den wenigen Minuten, wo ich an der Willen der Stelldung vorbei der Straße zur obersten Höhe hin folgte, gingen die zehn Jahre deutscher Kunstentwicklung, die uns von jenem sonnigen Valentage trennen, an dem mit einem Selbstgefühl die Ausstellung eröffnet wurde, unbewußt fast an meinem Geist vorüber, und es schien mir wie eine Inendlichkeit, als ich die Summe dieser unwilligen geistlichen zehnjährigen Arbeit zog. Wie ist mir die Schnellabfertigung unserer Tage so ungenügend geworden wie in diesen Minuten, nie aber habe ich auch das gleiche Gefühl der Bewunderung vor dem künstlerischen Willen und können unserer Generation empfunden wie in diesem Moment rückwärts gerichtet Kontemplation. Denn diese kurze Spanne von Jahren hat nicht nur den Deutschen selbst wieder zu einem zeitgemäßen Ziel hingeführt und sein ästhetisches Empfinden unendlich vertieft (so daß man behaupten von einer modernen Kultur sprechen darf), sie hat auch dem deutschen Kunstgewerbe einen Puls und eine achtunggebietende Stellung unter den Völkern Europas verschafft, die es längst mit jeder fremden Konkurrenz aufnehmen kann. Und daß es Darmstadt gewesen ist, das zu dieser schnellen Entwicklung den Grundstein gesetzt hat als historisches Faktum, das in der Geschichte ein für alle Mal bestehen bleibt.

Und doch weht da oben auf der Mathildenhöhe eine gar seltsame Luft. Es ist, als wenn in den wüsten Epäthrischen Wind, der vom Donndal herüberweht, eine Dosis exotischen Parfums gemischt ist, das so recht nicht zum Orte passen will. Es ist, als wenn hinter den entlaunten Bäumen schneider Säulen von Säulen und Säulen ein Gesicht zu sehen ist, ein Gesicht, das sich erst in den zeitlichen Abstand ganz zu erkennen gibt; das Gesicht jenes genialen Wiener Architekten D. B. r. i. c. h., der der Schöpfer fast aller dieser Willen „neuezeitlichen Stiles“ gewesen ist. Dies Antlitz begegnet fast beständig vor dem Ernst-Ludwig-Denkmal und doch eindringlicher vor dem Hodelsteinum, der zu einem neuen Wahrsagen Darmstadts geworden ist. In der Herz das im Moment auch fingen mag; mir will es im Antlitz dieser spielerischen Herlichkeit, dieses fast paradoxen Eigenwillens scheinen, als habe D. B. r. i. c. h. gerade hier für sein Werk den untreuen Platz gefunden, als sei er, dessen starker Egoismus das Schicksal der Künstlerkolonie mehr als einmal zu gefährlichen Klüften hingekant, ein böses Verhängnis für den großartigen Gedanken gewesen. Als sei in diesen Schöpfungen das

Endresultat dem Anfang bereits vorweg genommen und damit die Entwicklung vor der Zeit freil geworden. . . . In des lassen wir es bei dem Bewenden, was hier in wichtigen Jahren unserer künstlerischen Entwicklung verfaßt wurde, auch wenn unwillkürlich die historische Distanz zu schärferer Kritik herausfordert, und seien wir dankbar für die eine Tatsache, daß der kunstfreundliche Großherzog überhaupt Mutmaß zur kritischen Enten gewesen ist, deren Früchte wir jeden Tag aufs neue ernten.

* * *

So oft ich in den letzten Jahren von Darmstadt und der Mathildenhöhe gehört, war's, als wenn man überall in Deutschland bereits den letzten Schlüssel unter des Kapitel gefügt habe, das demnach eigentlich schon seit jener denkwürdigen Ausstellung erledigt gewesen sein müßte. Es ist wohl wahr, teurer ist ein neuer Bedarf von hier oder nicht mehr erklungen, andere Städte haben der heftigen Weidung längst den Rang abgelaufen, der kommunale Ehrgeiz ist überall erwacht und die Darmstädter „Sieben“ sind ins Hintertreffen gekommen. Das es oftmals nur das Fund der Mathildenhöhe war, mit dem man weiterhin hantieren ging, wurde nur zu leicht vergessen, und so trüben heute — zumal nach Ehrichs Tode — für die Fernertrübenden die Skizze einwirken ihren Dornröschenschlaf, aus dem sie eines Tages aber doch wieder erwachen kann. Denn die Gründung des ersten besteht nach wie vor und wenn in der letzten Zeit nichts anderes an ihre Erstgung gemahnt, so waren es zum mindesten die störrische Ernst-Ludwig-Bausch — die heute leider ganz im Dienst des Ansehens steht und von dem Verdienste Kleufens geleitet wird, und die ausgezeichnete Porzellanmanufaktur unter der Regie Scherzowskis, die lebendige Kulturmonumente in die Gegenwart hinarbeiten. Aber auch sonst steht die Arbeit Darmstädter Kunst nicht still. Am Ernst-Ludwig-Bausch sind zurzeit der treffliche Innenarchitekt Albert Müller, der Goldschmied Ernst Kiesel, einer der vollwertigen Künstler seines Faches, die Bildhauer Jobst und Döcker, der junge Wiener Kunstgewerber Margold und der erst kürzlich von München nach Darmstadt berufene Maler Johannes Pellar, einer der begabtesten Studschüler, neben den beiden schon genannten Weidern Kleufens tätig, und zu ihnen wird sich in Kürze als einer

Die Redaktion der Berlin...
 Louisstrasse, Schwarzenberg, Nr. 13.
 Haymauer...
 E. H. H. & Co.
 Wilhelm...